

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 46

Artikel: Die Vermännlichung der Frau
Autor: Löbel, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646573>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Das faschistische Kinder-Heer. Eine Abteilung jugendlicher Fascisten, unter denen sich auch die Söhne Mussolinis Bruno (1) und Vittorio (2) befinden, nach einer Truppenübung.

Die faschistische Jugendorganisation.

„Wer die Jugend hat, hat die Zukunft.“ Mussolini und seine Fascisten möchten auf alle Fälle die Zukunft an sich reißen, und darum haben sie eine Jugendorganisation ins Leben gerufen, die in der Welt ihresgleichen sucht. Dies wohlverstanden mit den Mitteln der Diktatur, die keinen Widerstand ungestraft läßt.

Die faschistische Jugendorganisation wurde mit Gesetz vom 3. April 1926 als „Opera Nazionale Balilla“ (O.N.B.) geschaffen. Balilla ist der Name des jugendlichen Freiheitshelden, der als erster die Hand gegen die Oesterreicher erhob. Nomineller Chef ist Mussolini, faktischer der Generalkonsul der Fascistenmiliz, Renato Ricci.

Die O.N.B. umfaßt zwei Abteilungen. Die Knaben von 8—14 Jahren gehören der Balilla an, die von 14—18 Jahren der Avanguardia. Mit 18 Jahren werden die jungen Fascisten Milizsoldaten mit Uniform und Mütze; sie schwören den Fahneide auf den König, den Duce und den Fascismus. Jedes Jahr am Gründungstag, den 23. März, nimmt der Chef die Parade ab. Die über 800,000 Balilla und zirka 500,000 Avanguardisten sind nach römischem Vorbild aufgeteilt: 11 bilden einen Zug, 3 Züge einen Manipel, 3 Manipel eine Kohorte, 3 Kohorten eine Legion. Die 600 Legionen sind geführt von zirka 4500 Instruktoren (meist Volksschullehrer), betreut von 640 Feldkaplänen und gesundheitlich überwacht von 470 Militärärzten. — Die Offiziere werden ausgebildet in der den Universitäten gleichgestellten „Academia di Cultura fisica“, für die gegenwärtig ein Prachtsbau mit Studierfälen und Bibliotheken, mit Stadion und Tiberbad errichtet wird in der Nähe von Rom. Die Schüler dieser Hochschule für Leibeskultur werden streng ausgelesen, aber genießen dann reiche Vorteile. Ihr Studium gipfelt in Wettkämpfen aller Art, in jährlichen Fahrten übers Mittelmeer (nach Konstantinopel, Spanien und

Portugal) und andern festlichen Anlässen. Die Absolventen erhalten gut dotierte Posten im Fascistenheer, das auf diese Weise zu einer treuen Prätorianergarde für Mussolini und den Fascio herangebildet wird. Die faschistische Jugend wird auch in ihrer Berufsausbildung weitgehend unterstützt in Spezialkursen, Fortbildungsschulen, Lehrwerkstätten. Der Weg zu den wichtigsten Staatsämtern wird ihr geebnet in Vorbereitungskursen aller Art.

Für das leibliche Wohl der O.N.B. sorgen Ferienlager, Landheime, See- und Bergkolonien. Die jungen Schwarzhemden genießen unentgeltliche Verpflegung bei Unfall und Krankheit, daheim und in Sanatorien. Das ganze Werk kostet Millionen, die zu einem kleinen Teil vom Staat, zum andern Teil von der Partei und von „freiwilligen“ Spendern und Stiftern aufgebracht werden. Das Werk ist eines der vielen großen Organisationsprobleme, die Mussolini sich gestellt hat, und über deren Gelingen erst die Zukunft entscheiden wird.

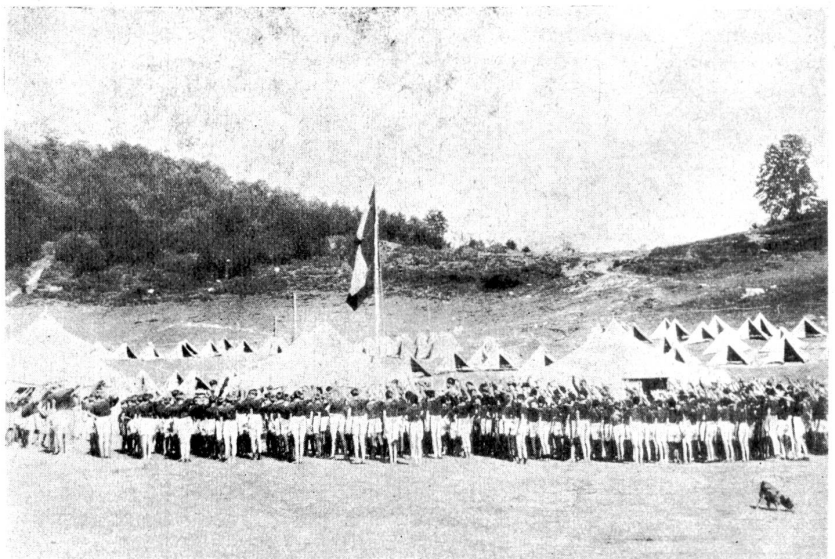
Die Vermännlichung der Frau.*)

Kein Zweifel, daß die Frau unserer Tage im Begriff ist, sich zu vermännlichen. Nicht nur, weil sie ihr Haar kurz trägt, ihre Muskeln durch Sport stählt und gegen die weibliche Linie verzweifelt ankämpft; sie ist auch Chauffeur, Arzt, Rechtsanwalt, Flieger, Abgeordneter geworden. Immer tiefer steigt sie von dem Thron herab, auf dem sie solange gesessen, einzig und allein damit beschäftigt, dem Mann himmlische Rosen ins irdische Leben zu flechten, zu weben.

Daß dieser Thron nicht mehr fest steht, ist sicher. Aber warum wankt er? Und warum wankt er gerade jetzt?

Gott und die Natur haben ja die Frau als unpraktische, hilflose Idealistin geschaffen; umworben zu werden

*) Mit Erlaubnis des Verlages etwas gekürzt abgedruckt aus dem hochinteressanten Ehebuche „Von der Ehe bis zur Liebe“ von Dr. med. J. Böbel. Verlag Grethlein & Co., Zürich.



Das faschistische Kinder-Heer. Im Balilla-Camp. Vor dem Rapport wird die Fascistenfahne in altrömischer Weise begrüßt.

und nicht zu erwerben, ist ihr Beruf und „Schwachheit, dein Name ist Weib!“ Dem Mann ist des Lebens ernstes Führen übertragen, er ist es, der als zielbewußter Materialist breitbeinig dasteht und nur tut, was Sinn und Zweck hat.

Stimmt das? Ist es, weil es so oft behauptet wird, auch wirklich wahr?

In der Zoologie zum Beispiel sieht es nicht darnach aus. Wer dreht sich wie ein Pfau? Das Männchen. Das Weibchen ist unscheinbar, legt unidealistisch Eier und brütet sie sehr praktisch aus.

Wer tanzt und balzt? Wer röhrt und schmüdt sich mit einem Geweih und führt nutzlose Kämpfe auf? Die Hirschkuh? Im Gegenteil, ihr Gatte. Die Henne rennt ihr ganzes Leben nach dem Korn und pickt von früh bis zum Abend, und wenn sie gadert, kommt dabei etwas heraus; der Hahn steht auf dem Mist und kräht. Nutzlos, sinnlos, zwecklos.

Auch bei den primitiven Völkern ist es die Frau, die pflügt, sät, erntet, kocht und die Kinder hütet; der Mann jagt, spielt, säuft, raucht, macht sich in Versammlungen wichtig, exekutiert Tänze und zettelt Kriege an. Odysseus gondelt ohne vernünftigen Grund zehn Jahre in der Welt herum, während Penelope Haus und Hof zusammenhält. Don Quixotte kämpft gegen Windmühlen, sich gegen eine Hammelherde; Dulcinea aber füttert unterdessen die Schweine und verrichtet Gartenarbeit. Die Troubadours, welche ihr Leben damit verbrachten, zu dichten, zu singen, Tourniere zu reiten, das Badewasser ihrer Angebetenen zu trinken, waren Männer; die Frauen dieser Ritter saßen in der Kemenate und verfertigten brauchbares Linnen.

Zu allen Zeiten war es die Frau, die alles tut, was nötig ist, auf deren Schultern der ganze Alltag ruht, die duldet, sich treten läßt, Arbeit leistet, Kräfte spendet und — über das männliche Gehaben ein bißchen lächelt.

Der Mann hat sich nur wenig um den materiellen Wohlstand, den ökonomischen Ernst des Lebens, den Fortbestand der Gattung gekümmert; er war stets der verspielte Träumer, der Idealist, der allerhand unnütze Alotria trieb, allerdings damit auch alles das schuf, was wir als Kulturgüter bezeichnen....

Das ist anders geworden erst durch den Kapitalismus.

Sein Reich heißt Sachlichkeit und Zweckhaftigkeit; in ihm hat der Träumer, der Held ohne Ruhezustand, der Künstler ohne praktische Auswirkung keinen Platz. Er gerät unter die Räder, unter die Räder der Maschine. Die Maschine macht den Individualismus überflüssig. Ingenieure ersetzen Ingeniosität, Zivilisation entbehrt leicht und gern der schöpferischen Kultur. Der Mann, der in dieser Welt lebt, braucht nicht Initiative, Romantik, Idealismus, Leichtsin; im Gegenteil, sie stören ihn, denn alles ist von Nebel, was nicht wirtschaftlichen Zweck hat. Des Dichters Auge, in schönem Wahnsinn rollend, hat nichts zu sehen in einer Zeit, in der nur bestehen kann der nüchterne, verständige Blick für Interessen.

Das alles hat den Mann zu einem bedachtsamen, fürsorglichen, sparsamen, haushälterischen Wesen gemacht; heute ist er das mit der Alltagsmühsal beladene Geschöpf, das früher — die Frau war....

Aber müssen deshalb die Weiber vermännlicht sein?

In einer höchst interessanten Arbeit „Auf dem Wege zum Matriarchat“, der hier gefolgt ist, untersucht Ernst Runemann diese Zusammenhänge und kommt im Verlaufe seiner Arbeit zu ebenso originellen wie bestehenden Schlussfolgerungen.

Nach ihm will die Frau einen Mann, der Höherem dient als der Wirtschaft. Sie sehnt sich nach Unterordnung unter den Helden, der nichts tut, als kühne Abenteuer dichten; sie fühlt sich gerade zum Künstler hingezogen, dessen ökonomische Unproduktivität, nutzlosen Spielen ergeben, ihn

kulturell-produktiv macht; ihr Ideal ist der Phantast, der Romantiker, der Narr, der die Welt bewegt, nicht sie einrichtet.

Aber sie findet ihn nicht mehr!

Alle Männer, statt zu tun, was nur Männer können, tun jetzt, was jede Frau auch kann.

„Geld verdienen“ kann sie auch! Rechtsanwalt, Chemiker, Apotheker, Arzt, Gelehrter sein erscheint ihr nicht als Kunst, die ihr imponieren könnte. Die trifft sie ebenso gut, vermutlich besser; es ist eine bekannte Erscheinung, daß junge Akademikerinnen sich viel rascher in der Praxis zurechtfinden als ihre männlichen Kollegen, und wenn die Frauen erst die Politik beherrschen würden, käme es sicher seltener zu solchen Absurditäten, wie es Kriege sind.

Daß der Mann sich zu einem guten Wirtschaftler entwickelt hat, macht seine Frau nicht froh. Was sie braucht, wonach sie sich als Ergänzung sehnt, ist der ökonomisch Energielose. Es ist kein Zufall, daß nach Bourget „statistisch nachgewiesen ist, der Mann werde um so mehr geliebt, je weniger hoch seine Stellung in der Gesellschaft ist“. Dem Bankdirektor verkauft man seinen Leib, aber dem Poeten schenkt man seine Seele.

Was tun, wenn es nur mehr Bankdirektoren gibt, wenn die Poeten Hungers sterben, vor Hunger sterben müssen in einer utilitaristischen Welt, in der jeder Mann zugrunde geht, der ein Luxusdasein führt? Wie könnte man sich helfen, um den geliebten Mannstyp zu erhalten, ihn, wenn es nicht anders geht, neu zu schaffen?

Der Instinkt, der sie ja immer noch richtig geleitet hat, gibt der Frau ein, den heute verweichtlichten Mann dadurch aus der Welt zu schaffen, daß sie ihn überflüssig macht. Hoffentlich, denkt sie, wird dann der männliche Mann wieder entstehen.

Um ihm den Boden abzugraben, drängt sie sich in alle Berufe ein, nimmt es auf sich, für ihr wirtschaftliches Dasein, gegebenenfalls sogar für das der Familie, einzustehen. Offen tut sie jetzt, was sie heimlich immer getan: die eigentliche Last des Menschengeschlechtes auf ihre Schultern zu nehmen. Vielleicht wird dann der Mann wieder frei werden für die kulturschöpferischen Fähigkeiten, um derentwillen sie ihn liebt. „Diese Art verbender Frauen will jener Art Männer die Fortpflanzung ermöglichen, die die wirtschaftliche Existenzmöglichkeit schüchtern gemacht hat, nämlich jene Art der um wirtschaftliche Selbsterhaltung unbekümmerten, an unnützes Spiel sich verschwendenden Menschen, deren Wesen alle geistige Kulturschöpfung entstammt.“ Die Vermännlichung der Frau wäre also nichts als Rebellion des weiblichen Instinktes gegen das Männlichkeitsideal, das der wirtschaftlich existenztüchtige Mann, aus seiner Not eine Tugend machend, aufgestellt hat....

Die landläufige Erklärung, daß die Frau männlich wird, um ihre Selbständigkeit, ihre Unabhängigkeit zu erlangen, hält nicht stand; gerade umgekehrt begann ihre Emanzipation ja erst, seit sie, selbständig geworden, Monotel trägt und Etonkopf.

Ebensowenig ist es glaubwürdig, daß nur die erschwerten Existenzbedingungen der Gegenwart die Frau dazu getrieben haben, dem Manne Konkurrenz zu machen. Geht doch die ganze Frauenbewegung von den materiell am besten gestellten, den wohlhabenden und intellektuellen Schichten aus.

Rein, die Vermännlichung der Frau, die wir erleben, muß andere, tiefere Gründe haben, und Runemanns Begründung trifft vielleicht gerade darum das Richtige, weil sie auch eine beiläufige Erscheinung der weiblichen Vermännlichung zu erklären vermag: die zunehmende Unfruchtbarkeit.

Die Frau weigert sich ganz einfach, das Geschlecht des seiner Wesensart untreu gewordenen Mannes fortzupflanzen! „Ein Urinstinkt in ihr verurteilt eine Zeit, die übermaterielle Ziele nicht mehr kennt, zum Tode.“ Jene Epochen, in denen der Mensch Leben und Wohlfahrt angeblieben Idealen verschwenderisch zum Opfer brachte, waren

ja immer Epochen des Aufstiegs, des starken und gesunden Lebens, der Fruchtbarkeit. Während Zeiten, in denen der Mensch sich ausschließlich darauf einstellt, sich selbst am Dasein zu erhalten, stets Perioden des Verfalls, der Unfruchtbarkeit sind.

Warum soll die Frau sich dazu hergeben, diesem Manne, der keiner ist, Kinder zu gebären, die ihm gleich sind?

Sie wird sich erst dann bereit finden, die Menschheit wieder fortzupflanzen, wenn diese eingesehen haben wird, daß wirtschaftliches Dasein nur die Grundlage, niemals der Zweck des Lebens sein kann. Erst dann wird sie auch wieder aufhören, sich zu „vermännlichen“; sie wird dann ruhig wieder ihr weibliches Feuer benutzen, um die Welt mit Wärme zu erfüllen; denn es wird dann wieder Männer geben, die das Ihre nutzen, um die Welt mit Licht zu füllen.

Das Tanzmädchel.

Von Edgar Chappuis.

Sie flog von einem Männerarm in den andern, gerten-schlank, jugendfrisch, lebensstoll, mit Sprühtaufeldchen der Lebenslust in den strahlenden Augen. Erst in der heißen, duftdurchschwängerten Luft eines Tanzsaales lebte sie recht auf, wurde froh und fühlte die Kraft ihrer weißen, schlanken Glieder. Dann floß ihr Blut rascher durch die Adern, sie fühlte sich beschwingt, gleichsam von der Erdschwere gehoben, dem öden faden Alltag entrückt, von der einschmeichelnden Rhythmit der Musik mitgerissen, fortgetragen in eine lichtere glücklichere Welt.

Das war Dora Schwarz, das moderne Mädchen mit der schlanken Linie, beinahe jugenhaft übermütig, hin-reißend vor Jugend und Lieblichkeit.

Konnte Dora tanzen, so vergaß sie alles andere, schwelgte in Entzücken, wurde toll vor Freude. Was sie sonst noch trieb, wenn das Leben seine Rechte forderte, wenn sie viele Stunden hinter dem Ladentisch stehen und bedienen mußte, das zählte nicht mit; denn mit ihren Gedanken war sie weit weg und tanzte, tanzte bis sie vor Erschöpfung hinsank, wunschlos glücklich. So ging es nun Jahr für Jahr und besonders während des Winters. Jedem freien Augenblick verwandte sie dazu, sich zu schmücken, schön zu machen, ihre Kleider zu putzen, denn ihr Höchstes war, zu gefallen. Sie dachte nicht viel. Ihr reizendes Köpfchen beherbergte ein leichtsinniges ziemlich leeres Vogelhirn, das nur auf Neußerlichkeiten bedacht war, nur an Tand und Vergnügen Interesse hatte.

Und die Männer umschwärmten sie, machten ihr den Hof, feierten sie wie ihre Königin, mit der man tollen konnte. Und das war herrlich.

Die sechs Wochentage der Arbeit nahm sie als unvermeidliches Uebel hin, weil es nicht anders sein konnte, weil man arbeiten mußte, um leben zu können. Sie tat nur das Allernotwendigste, um ihre Stelle behaupten zu können, denn was sie ausschließlich beschäftigte, war der Tanz. Erst am Samstagabend und vollends am Sonntag fühlte sie sich ganz als Mensch, erkannte ihren Wert, ihre weibliche Macht über die Herzen der Männer. Sie war schlank und hübsch, war flink und biegsam, war lustig und allen zugetan, die tanzen konnten und mit ihr tanzen wollten, und deren gab es die Menge. Andere verheirateten sich, wurden gesittete ernste Gattinnen, vorbildliche Mütter. Dora hingegen war und blieb das Tanzmädchel, dem es nicht um ernste Dinge zu tun war....

Die Jahre vergingen, Dora wurde älter und schon zeigten sich die ersten Anzeichen eines fachten Verblühens. Doch das hielt sie nicht davon ab, weiter zu tollen in den Tag hinein. Denn noch immer war sie schlank, schön und jung, und die begehrlichen Augen der Männer ruhten mit Wohlgefallen auf ihrer anmutigen Gestalt. Kam aber einer, der auch nach ihrer Seele fragte, der nicht nur ihren Körper sah und sich für ihr Denken und Fühlen interessierte, dann

versagte sie, wurde langweilig, weil sie ihm nichts zu geben hatte. Sie lebte nur dem Augenblick, dem Reiz der Stunde, dem Taumel der Tanzfreude, in welche die Musik fang, sinnverwirrend, aufpeitschend, betörend wie ein beständig sich erneuerndes Fieber.

Und Dora wurde krank. Einsam und vergessen lag sie wochenlang zu Bett, von Schmerzen gequält, und ihr schöner Körper zerfiel und alterte zusehends unter der Krankheit, die sie durchwühlte. Wie ein schöner berückender Traum lag die Zeit der Freude hinter ihr. Die Unzähligen, die sie in den Armen gehalten, blieben fern, kummerten sich nicht mehr um sie, ließen sie allein, so daß sie jetzt Zeit genug fand, über sich und ihr Leben nachzusinnen.

Als sie wieder genesen war, pflegte sie mit verdoppeltem Eifer ihren geliebten Leib. Die Wässe der Wangen und der schmal gewordenen Lippen wurden durch künstliche Mittel gehoben. Noch waren die Beine gefügig und tanzkundig, aber eine leise Müdigkeit des Herzens, eine Sehnsucht nach Verstehen und wahrer Liebe hatten sich eingestellt. Sie suchte eine Seele, die ihr mehr sein konnte als ein flüchtiges Erlebnis äußerer Art, sie verlangte nach einem Menschen, der nicht nur tanzen konnte.

Wieder suchte sie die Stätten des Vergnügens auf, wieder wurde sie gefeiert, aber ihr Herz blieb ungesättigt und hungerte nach mehr.

Man tanzte und schäderte mit ihr, man machte ihr nach wie vor den Hof, denn noch immer verstand sie es zu lachen und zu scherzen. Keiner jedoch nahm sie wirklich ernst. Für alle war und blieb sie das nette Tanzmädchel, der gute Kamerad für frohe, ausgelassene Stunden.

Eines Nachts, als sie sich zur Ruhe begab, entdeckte sie den ersten Silberfaden in ihrem dunkeln Haar. Mit starren Augen blickte sie in den Spiegel. War das das kommende Alter? War es mit der Jugend schon vorbei? — Erst übermannten sie Schmerz und Verzweiflung. Aber dann schalt sie sich dumm und albern. War sie nicht noch bezaubernd, wie ehemals? Nur noch wilder und toller warf sie sich von einem Arm in den andern. Sie wollte doch sehen, ob sie keine Macht mehr besaß. So ging es auch einige Zeit ganz famos, und bald hatte sie den ersten Silberfaden im Haar vergessen.

Die Tage kamen und gingen. Dora stand während der Arbeitszeit hinter dem Ladentisch und bediente. Nur wenn der Feierabend einbrach, kam sie das Sinnen an, und sie lehnte sich wieder nach einem verstehenden Herzen. Sie wartete und bangte, schaute nach einer großen aufrichtigen Liebe aus. Aber umsonst. Zu viele hatte sie beglücken wollen, zu vielen hatte sie bisher gefallen. Man nahm sie, wie sie war, leichtsinnig, lustig, gutmütig, lebenslustig. Aber das genigte nicht zum Glück fürs Leben. Das gab keine Frau ins Haus, keine Gattin und Mutter.

Dora Schwarz begann die Tanzsäle zu meiden, besaß sich eines ruhigen und gesehten Wesens, zeigte sich ernst und mit gemessenem Wesen. Sie hatte das Herumtollen auf einmal satt. Es stedte doch so wenig dahinter. Aber es kam keiner, der es ihr glauben wollte. Das war wohl bloß eine vorübergehende Laune von ihr, und hielt nicht an. Da sie völlig unbelesen war, konnte sie meist ernsteren gebildeteren Gesprächen nicht folgen, und wenn sie mittun wollte, so offenbarte sie ihr Unwissen.

Die Zeit zerrann unerbittlich. Die Jahre schwanden dahin, leer und inhaltslos. Jetzt hatte sie nichts mehr, das ihr Freude machte. Nur der Alltag lastete auf ihr und drückte sie nieder wie eine zu schwere Last.

Und ehe sie es sich recht zusehen wollte, war Dora, das lebensstolle Tanzmädchel, eine alte verbrauchte Jungfer geworden, die ihr Leben einsam und ohne Liebe verbringen mußte, weil sie es in ihrer Jugendzeit vorgezogen, dem Augenblick zu leben, wie ein trunkener Falter, der nicht an die Nacht denken will und herumnaht und umherflattert, bis ihn das Grauen erreicht.